

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Band: 51 (1995)
Heft: 4

Artikel: Die Rats leave the sinking Ship der Muttersprache and jump on the Bandwagon der Anglophonie
Autor: Rentsch, Frederic
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421684>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

als «Bürgerinnen- und Bürgerkrieg» in die Geschichte unserer emanzipierten Zeit eingehen?

Jener Politiker sprach übrigens auch von Verbrechern; wohlgermerkt, nicht von Verbrecherinnen und Verbrechern, obschon ihm doch bekannt sein muß, daß in den Haftanstalten auch Frauen einsitzen. Also müßte doch die Rede von Verbrecherinnen und Verbrechern ebenso sein wie von Bürgerinnen und Bürgern. Ein anderer Politiker benutzte eine entsprechende Ausdrucksweise, als er die Mitglieder seiner Partei als seine «Parteifreundinnen und Parteifreunde» bezeichnete. Anscheinend meinte er also, die Frauen in der Partei fühlten sich übergangen, wenn er nur von seinen Parteifreunden redete. Das müßten sich dann die Ansager im Fernsehen merken, die ein Programm für die Freunde der Volksmusik ankündigen; denn sie möchten sich doch wohl an die Freundinnen und Freunde der Volksmusik wenden.

Wer wagt es dann noch, vom Volk der Dichter und Denker zu reden! Das müßte doch heißen: Volk der Dichterinnen und Dichter und Denkerinnen und Denker. Sowieso wird auf unseren Briefmarken die Gleichberechtigung der Frau durch eine große Zahl von Frauenbildnissen dokumentiert und den Briefmarkensammlern näher gebracht – Verzeihung: den Briefmarkensammlerinnen und Briefmarkensammlern.

Diese Ausdrucksweise läßt sich ad absurdum führen, wenn man sie konsequent anwendet. Will man beispielsweise sagen, daß die Franzosen gutes Essen lieben, dann müßte man ergänzen, daß die Französinen und Franzosen das lieben. Anders ist das bei dem, was die Deutschen lieben, das heißt, nicht in bezug auf das, was sie lieben, sondern in bezug auf «die Deutschen»; denn das sind sowohl Frauen als auch Männer, und die Kinder dazu – oder sollte man da ein neues Wort bilden, etwa «die Deutschin», also: die Deutschen und die Deutschinnen?

Die Rats leave the sinking Ship der Muttersprache and jump on the Bandwagon der Anglophonie

Von Frederic Rentsch

In Katalonien gab es allenthalben besudelte Verkehrssignale. Erinnern kann ich mich nach zehn Jahren noch an die Ausfahrtssignale auf der Autobahn. *Salida* war mittels Sprühdosen unkenntlich gemacht und durch *Sortida* ersetzt. Das war ein Ausdruck des Kulturkampfes um die katalonische Identität. Der gegenwärtige Spielstand entzieht sich meiner Kenntnis, und mein gegenwärtiges Interesse daran ist noch etwa so groß wie das Interesse eines Meteorologen an Schneeflocken, wenn er in eine Lawine gerät.

Wie lange, frage ich mich, muß es noch dauern, bis die gedankenlose, schludrige Anglophonie zum Stillstand kommt, die die europäischen Sprachen befallen hat und wahrscheinlich viele andere dazu. Wie lange noch, bis sich eine Immunreaktion zeigt und auch hier mittels Sprühdosen Plakate korrigiert werden, worauf sich Schweizer Firmen an eine schweizerische Kundschaft wenden mit der Frage *Why settle for less?* Wie lange weiß ich nicht, aber ich glaube, daß der Tag kommen und das Pendel zurückschlagen wird, und ich hoffe, es tue dies bald, denn mittlerweile schädigen wir unsere Kommunikationsfähigkeit mit dieser grassierenden Manie, unsere Ausdrucksweise mit Anglizismen zu dekorieren. Die folgende Anekdote soll die Behauptung untermauern:

Ich erinnere mich an eine Sitzung in einem Diversifikationsprojekt eines größeren Genfer Industriebetriebs – auch das ist zehn Jahre her. Die Sitzung verlief weitgehend ergebnislos, weil man sich nicht verstand. Der Gegenstand war ein Alarmsystem, das Thema die Bedienung der drei Aktivierungstufen *Inbetriebnehmen*, *Schärfen* und *Auslösen*. Zur Bezeichnung der Begriffe *aktiv* und *passiv* auf allen drei Stufen stellte der Wortschatz der Gruppe – darunter zwei Direktoren und zwei Chefingenieure – im wesentlichen zwei Wörter zur Verfügung: *on* und *off*. Genau gesagt, es war dies der Wortschatz der Ingenieure, dem die Direktoren nichts Besseres entgegenzuhalten hatten, als ihn spontan zu übernehmen. Das unvermeidliche Resultat dieser dekadenten Artikulationsweise war, daß niemand wußte, von welcher Aktivierungsstufe der andere gerade sprach. Es wurde sogar deutlich, daß man sich nicht nur gegenseitig mißverstand, sondern auch sich selbst. Denn mit der sprachlichen Unfähigkeit der Differenzierung ging eine entsprechende Differenzierungsunfähigkeit des Vorstellungsvermögens einher. Die dilettantische und verworrene Diskussion auf den Pfeilern *on* und *off* verdeutlichte, daß sich die präzise Struktur einer bestimmten Funktionslogik dem Begriffsvermögen der ganzen Gruppe entzog. Es zeigte sich die enge Verwandtschaft zwischen Sprechen und Begreifen.

Dieser Vorgang soll erstens illustrieren, auf welche Weise sich die behaupteten Schäden einer zerfallenden Kommunikationsfähigkeit auswirken können, und zweitens beweisen, daß diese Schäden keineswegs «bloß ideeller Natur» sind. Das unergiebiges Gestammel der Arbeitsgruppe mußte die Firma wohl zwei- bis dreitausend Franken gekostet haben – allein an jenem Tag.

Jemand schlug damals vor, erst einmal die Terminologie zu klären. Der Vorschlag wurde überhört. Hinterher erwies er sich als undiplomatischer Tritt ins Fettnäpfchen. Die Herren hätten den Vorschlag möglicherweise als Kritik an ihrer muttersprachlichen Ausdrucksweise auffassen können. (Der «Kritiker» war Deutschschweizer.)

Der Zufall wollte es, daß ich wenig später in einer amerikanischen Fachzeitschrift auf ein zweiseitiges Glossarium der Alarmtechnik stieß. Ich

las es mit großem Interesse und begriff sofort eine Anzahl technischer Fakten und Nuancen, unter anderem die mehrstufige Aktivierungslogik, für deren Bezeichnung eine Muttersprache wohl die nötigen Termini zur Verfügung stellen mag, aber nicht von vornherein die fachsprachlichen Gebrauchskonventionen. Daß sie das nicht tut, war offensichtlich auch die Auffassung der Redaktoren, denn diese schienen nicht zu befürchten, mit ihrem Glossar das sprachliche Selbstverständnis ihrer Leserschaft zu beleidigen. Ich hatte vor mir das Zeugnis eines Sprachverständnisses, das die Sprache als Verständigungswerkzeug auffaßt und als solches pflegt. Auch hier könnte sich der Aufwand lohnen. Bequemer ist es, den Stil zu imitieren. Allein, mit der Übernahme englischer Phonetik übernehmen wir das Differenzierungspotential der englischen Sprache noch keineswegs, während wir gleichzeitig eigensprachliche Begriffe mit durchaus intakter Differenziertheit in die Altmodigkeit abdrängen und ausrangieren. Der Nettoeffekt ist ein Verlust sprachlicher Differenzierungsmöglichkeiten – ein Verlust von sprachlicher Qualität.

Was tun? Unsere Sprache vor fremden Einflüssen schützen. Der bewundernswerte Windmühlenkampf des französischen Kulturministeriums ist die untaugliche Lösung eines Sprachpurismus, der letztlich nichts anderes ist als der Unsinn am anderen Ende der Skala. Welcher Maurer möchte die lateinischen «Fremdwörter» *Dach*, *Fenster*, *Mauer* und *Ziegel* missen? Diesen überaus brauchbaren, längst eingebürgerten «Fremdwörtern» stehen andere gegenüber, deren Überflüssigkeit hier am Beispiel des Wortes *City* illustriert sei. Vor etwa zwanzig Jahren löste dieses falsch verstandene Fremdwort auf unsern Wegweisern aus immer noch unerfindlichen Gründen das Wort *Stadtzentrum* oder *Stadtmitte* ab. Die begriffliche Assoziation zwischen *City* und *Stadtzentrum* schlossen wir reaktionsschnell aus der Orientierung der Signale. Englischsprechende haben es nicht so leicht. Die lernen ihre Sprache nicht auf unsern Wegweisern, sondern wundern sich seit zwanzig Jahren darüber, daß in unseren Städten Tafeln herumstehen, die den Weg zur Stadt weisen. Gerade ihnen war das ausgemusterte *Zentrum* verständlicher. Dieses unübertreffliche lateinische «Fremdwort» versteht jeder Europäer mühelos, denn es kommt in seiner Sprache auch vor.

Das *File*, das *Directory*, das *Tool*, der *Truck*, das *Display*, die *Harddisk*, das *Keyboard*, das *Memory*, der *User*, das *Account*, der *Freak*, die *Kids*, der *Sound*, das *Bike*, das *Game*, die *Skates*, die *Hardware* und die *Software* usw. Unser durch schulische Benotungsrituale auferlegter Reflex zum Überlegenheitsbeweis mittels Kenntnis von Lehrstoff fördert einerseits die gedankenlose Vermengung im Umgang mit diesen Wörtern, und andererseits verhindert er ihre sprachliche Angleichung. Wer möchte schon seinen Einsitz in einem ansehnlichen und ach so sprachgewandten Gremium – kaum erkämpft – aufs Spiel setzen und *Hartware* sagen, deutsch, wie jede andere Ware, und desgleichen *Software*, oder gar *die*

Feile? Diese Schwierigkeit hatten die Seeleute nicht, die *railing* und *spray* eindeutschten, mit Doppel-E und selbstverständlich nicht sächlich. Ihnen gelang, was uns so jämmerlich mißlingt: sprachbereichernde Wortschöpfungen, inspiriert von Fremdwörtern. Dabei kam ihnen ihr Bildungsmangel zugute. Er gab ihnen die Unbekümmertheit, die unsere Blasiertheit nicht zuläßt. Nicht, daß wir es nicht könnten. Zum Beweis: wenn vor dem Fernseher aller Bildungsdünkel verfliegt, *zappen* wir uns durch die Kanäle, daß es eine Freude ist. *Zappen* – hier ist ein gutes neues Wort!

In unsern Branchenverzeichnissen findet sich unter *Hardware* der Querverweis: *siehe Computer*. Englische Branchenverzeichnisse führen in der Rubrik *Hardware* Eisenwarenläden auf. Diese verkaufen unter anderem *tools*. Unsere Eisenwarenläden wiederum verkaufen keineswegs, was wir neuerdings mit *Tools* bezeichnen. Der Import von fremdsprachigen Wörtern ist fast zwangsläufig mit Verschiebungen und Einschränkungen ihres Bedeutungsbereiches verbunden: die neuen Wörter schlüpfen in Bedeutungslücken, die die Gastsprache schlecht abdeckt. Und gerade hier liegt das Bereicherungspotential – die Möglichkeit, Genauigkeit zu gewinnen. Dazu ist aber die phonetische und orthografische Anpassung des Fremdwortes fast eine Voraussetzung. Die wenigsten *railings* in England sind *Reelinge*, und was soll's? Dagegen ist in England die wenigste *hardware Hardware*, sind die wenigsten *tools Tools*, die wenigsten *files Files*, die wenigsten *directories Directories*, die wenigsten *accounts Accounts*, noch lange nicht alle *networks Networks*, der wenigste *sound* ist *Sound* und noch weniger *memories Memory*. Nicht alle Kritik an «coolen» Redeweisen ist die hysterische Reaktion von weltfremden Sprach-Xenophoben. Jeder, der eine mehr als nur oberflächliche Beziehung zu Sprachen hat, muß überhandnehmende Sprachgewohnheiten als Bedrohung empfinden, die sein muttersprachliches Vokabular großräumig verschrottet und auf eine Weise ersetzt, die sein fremdsprachliches Begriffsverständnis nach und nach durcheinanderbringen muß. In weniger als einer Minute findet sich in jeder Zeitung ein Dutzend Beispiele von extravaganter sprachlicher Willkür, Indizien eines rasant fortschreitenden sprachlichen Identitätsverlustes: ... *Letzter Tag. Staring live in Concert... ihre persönliche Customer-Servicenummer... seine Exklusivfeatures... Firstphone... unsere Airline fliegt die pittoreske Fun-City direkt an... die Photovoltaics... ein highperformance Processor der nächsten Generation... weniger actiongepackt als sein letztes Fullfeature...* eine wahrhaft unbeschreibliche Radebrecherei, die vielleicht, wer weiß, in der babylonischen Sprachverwirrung einen historischen Präzedenzfall hat.

Die Schwierigkeit sei zeitbedingt, ist man versucht anzunehmen, ein Phänomen unserer Epoche. Ein Blick in eine spanische Zeitung löst das Argument in Nichts auf. Die Spanier schreiben alle Fremdwörter auf An-

hieb phonetisch (*el mitin* – das Meeting, *el líder* – der Leader). Wenn nötig machen sie das Wort zuerst mundgerecht (*el esquí* – der Ski). Damit ist der Beweis geführt, daß unser Problem in erster Linie ein unterentwickeltes sprachliches Selbstbewußtsein ist, das nicht an gängigen Ausdrucksweisen hängt, aber auch nicht imstande ist, neue zu schaffen. Sprachbewußtlos greifen wir auf eine Stufe frühkindlicher Ausdrucksart zurück, die durch Aufschnappen und Nachplappern gekennzeichnet ist. Was beabsichtigen wir eigentlich, wenn wir reden? Dumme Frage! Was kann es schon sein, wenn nicht die Vermittlung von Informationen? Offiziell nichts. In Wirklichkeit sehr viel. *Why settle for less?* versteht im Wortlaut ein kleineres deutschsprachiges Publikum als *Warum sich mit weniger zufrieden geben?* Was die erste Version der zweiten voraus hat, ist, daß sie vermutlich mehr imponiert. Dies wiederum läßt auf die Mentalität des angesprochenen Publikums zurückschließen, das die fremdsprachige Version als Gelegenheit zu einer Art von kosmopolitischem Bekenntnis begrüßt – als Kompliment an seine «weltmännische Aufgeklärtheit».

Hier liegt der Hase im Pfeffer: Sprache als Imponiergehabe, als Waffe im Positionskampf: ein Sprachgebrauch, der wahrscheinlich viel älter ist als die Vermittlung von Information. Die englischsprachigen Angeber haben den Nachteil, daß sie dazu die eigene Sprache verwenden müssen. Die Täuschung eines Gegners gelingt nicht so leicht, wenn man auf ein Vokabular zurückgreifen muß, das ihm geläufig ist. Der englische Imponierjargon ist deshalb besonders schöpferisch, weil er sich ständig auf der Flucht vor der Entlarvung befindet. Ganz ernst nimmt ihn niemand, und darum haftet ihm immer ein Anflug von Humor an. Zu massiven Imponierformen eignet er sich von vornherein nicht. Eher ist das ganze eine Art von sprachlicher Verspieltheit, die ihre Spielregeln der Sprache im allgemeinen keineswegs aufzudrängen vermag. Wer nicht mitspielen will, dem stellt die Umgangssprache abfällige Bezeichnungen zur Verfügung, womit er den Jargon bloßstellen kann.

Im Gegensatz dazu stehen unsere sprachlichen Imponierrituale, die sich nun ausgerechnet auch der englischen Sprache bedienen, aber als Fremdsprache. Sprachgefühl ist dazu nicht erforderlich, sondern dabei hinderlich. Humor hat hier nichts zu suchen. Um sich mit Stilmitteln als Kosmopolit herauszuputzen, muß sich der Provinzler selbst sehr ernst nehmen. Und das ist gerade das Peinlichste an der Sache: wie gut nach wie vor diese anglophone Geziertheit als Achtbarkeitsrezept reibungslos abläuft. Das hat solche Ausmaße angenommen, daß man ungeniert seine englischen Wörter selbst erfindet, sei es, um den Gegner im Kampf um ein ganz und gar importiertes «kulturelles Avantgardetum» in die hinteren Reihen abzudrängen, oder sei es aus Angst, nicht ernst genommen zu werden. Und niemand bricht in schallendes Gelächter aus. Andächtig erduldet man die Zumutungen nach dem Gegenseitigkeitsprinzip. Und da

Selbstbewunderung überhandzunehmen und Selbstkritik nicht aufzukommen scheint, gelingt es der Angeberei, die Sprache weitgehend für sich zu beanspruchen und den eigenen Bedürfnissen gefügig zu machen, auf Kosten ihrer Brauchbarkeit zum Zweck der Informationsvermittlung. Bedeutsamerweise fehlen in unserer Umgangssprache die abschätzigen Bezeichnungen für den Imponierjargon: ein Zeichen für mangelndes Selbstbewußtsein. Wir merken gar nicht, was passiert. Und was passiert, gleicht schon ausgesprochen der Massenflucht einer Sprachkultur, die die Ausdrucksmöglichkeiten der eigenen Sprache pauschal aufgegeben und auf Null abgeschrieben hat. In dem entstehenden Sprachensalat verliert sie zusehends an Gedankenklarheit und Ausdruckskraft und macht den Verlust an Inhalt laufend mit noch überspannteren sprachlichen Imponierformeln wett. Die Ratten verlassen das sinkende Schiff ...

«...Action, Leute! Nehmt mal dieses Sheet runter! ... Eins höher! ... Links! ... Links, verflucht! ... Von mir aus gesehen links! Nein, das daneben mit dem Patch und den zwei Lines an den Ecken. Und setzt mal ein bißchen Power auf!» Dieser imaginäre Auszug aus der Kommandosprache eines imaginären schweizerischen Diversifikationsprojekts auf hoher See heißt in eine richtige Sprache übersetzt: *Klüver (dreieckiges Segel am Bugspriet) streichen!* Aber wenn diese ganze «Power» das Schiff schon mal auf Grund gefahren hat, spielt das dann auch keine Rolle mehr.

Hochdeutsch oder Mundart? *

Gedanken eines Romands zum Sprachgebrauch als gesamtschweizerischem Problem

Von Pierre-André Tschanz

«Pa vèr ne, lya nion me ke dèvejè le patè. Ma lya ben di tzen ke le dèvejon a la mèjon po mentigny lè tradihion.»

Möglicherweise sind diese zwei Sätze für Sie – so wie auch für mich – gleich chinesisch: unverständlich! Einerseits mag die Orthografie nicht unbedingt stimmen; andererseits ist die Wahrscheinlichkeit, daß Sie je mit dieser «Sprache» konfrontiert worden sind, sehr gering; zumal die Schriftsprache nicht einmal existiert! Es handelt sich nämlich um Greyerzer Patois.

* Dieser Beitrag wurde vor den Mitgliedern des Vereins Hochdeutsch in der Schweiz am 5. November 1994 im Bahnhofbuffet in Olten, anlässlich seiner Jahresversammlung, als Vortrag gehalten.